

In diesem autobiografischen Text gibt Elisabeth von Heyking dem Städtchen Buckow den Namen eines Nachbardorfs, Garzin, um eine gewisse Diskretion zu wahren. Im Folgenden wird Garzin jeweils durch Buckow ersetzt:

Berlin, Mai 1900

Und ich habe es im Sonnenschein wiedergesehen! Ganz früh fuhr ich vom Friedrichstraßenbahnhof ab [...] Endlich hinaus aufs flache Land und, einer Überraschung gleich, wahrgenommen, dass es ja eigentlich Frühling ist! Hellgrüne Saatenfelder, Gemüsegärten, kleine Fichtenschonungen, Rehfelde, Strausberg, noch andere, altbekannte Namen. [...]

Und nun aus dem Wald heraus und rechts der Torfstich, der schon zum Buckower Bezirk gehört. Neben den schwarzen, viereckigen Wasserlachen sind die ausgestochenen Torfstücke in regelmäßigen Pyramiden aufgebaut. Bläulicher Dunst lagert über dem Moor. [...] Nun hält der Zug, ich steige aus. Dies ist die Station, von der aus es in einstündiger Wagenfahrt nach Buckow geht. Ich bleibe unschlüssig auf dem Perron stehen. Ein Gepäckträger führt eine Berliner Familie, die auch ausgestiegen ist, und ich höre ihn sagen: „Hier, über die Bahnbrücke, zur Kleinbahn nach Buckow.“

Kleinbahn nach Buckow? Also auch hier ganz Neues. Ich folge der Berliner Familie und dem Gepäckträger, der sich mit einem Fahrrad und etlichen Taschen belastet hat, über die hohe Brücke, unter der wir den Zug, der uns gebracht hat, schon nach Osten weiterrollen sehen, und steige in einen spielsachenartigen kleinen Bahnzug [...]

Die Berliner Familie besteht aus Vater und Mutter, beide dick und behäbig, Leute, an denen alles selbstverständlich erscheint, die das Leben sicher ganz einfach und ohne viel Kopfzerbrechen nehmen, die die Sozialdemokraten verabscheuen und für Richter stimmen. Dann ist eine erwachsene Tochter da, eine offenbar höhere Tochter, vielleicht hat sie sogar das Lehrerinnen-Examen gemacht, und eine kleine, kränkliche Tochter mit altem, verbittertem Kindergesicht. Außerdem ein Vetter, ein junger Mann, auf dessen blassem, pickeligem Gesicht die keimenden blonden Barthaare sich wie spärliche Halme auf magerem Boden ausnehmen. Er ist im Radelkostüm, wodurch dünne Beine und lange platte Füße besonders aufdringlich hervortreten. Sein graues Flanellhemd ist vorne mit roter seidener Kordel zugeschnürt. Er trägt einen weichen weißen Filzhut mit einem Stutzen und auf die Nase ist ein Zwicker geklemmt.

Alle fünf sprechen sie ganz laut über ihre Angelegenheiten, als seien sie allein auf der Welt, und ich entnehme, dass sie wegen Rikes Gesundheit auf ein paar Tage nach Buckow fahren, und dass ihnen das Hohenzollern-Hotel am Stadtsee von Freunden, die den letzten Sommer dort verbrachten, sehr gerühmt worden ist. Mein altes Buckow Luftkurort! Und ein Hohenzollern-Hotel!

In zwanzig Minuten fährt die Kleinbahn durch Kiefernwald, tiefen Sand und einen niedrigen, feuchten Wiesengrund, der früher einmal ein See gewesen sein muss, bis zum Eingang des Städtchens Buckow. Dort steigen wir aus. Die Berliner Familie, geführt vom Gepäckträger, schreitet eifrig auf der Hauptstraße dem Stadtsee zu. Ich folge langsam. Das Straßenpflaster ist ganz so holprig geblieben, wie es von jeher war. Große und kleine Feldsteine, rundliche, eckige und spitzige, nebeneinander in den Boden gedrückt. Die kleinen einstöckigen Häuschen erkenne ich wieder, an den

Haustüren hochstämmige Rosen, deren Zweige sich jetzt mit jungen, braunen Blättchen bedeckt haben.

Eines der ersten Häuser trägt noch immer das Aushängeschild, auf das ein Sarg gemalt ist, und daneben steht noch immer die kleine Gastwirtschaft, über deren Tor zu lesen ist: „Der alte Brauch wird nicht gebrochen, hier können Familien Kaffee kochen.“ Aber neben dem Altbekanntem wie viel Fremdes: Eine ganze Reihe neuer Häuser, echte Vorortsvillen, anspruchsvoll und geschmacklos. Und wahrhaftig, ein richtiges Hotel, durch Gitter von der Straße getrennt, inmitten eines Gartens voll junger, kümmerlicher Pflanzen. Dahinter erblicke ich den blauen Stadtsee. Ich erinnere mich seiner als einer stillen Fläche, schilfumwachsen, eine Heimat wilder Enten und Taucher. Jetzt fahren ein paar bunte Gondeln darauf und am jenseitigen Ufer steht ein großes, kastenartiges Gebäude, auf dem in goldenen Lettern die Aufschrift funkelt: „Sanatorium“.

Erschrocken bin ich weitergeeilt und zum Marktplatz gekommen. Da ist alles noch ziemlich unverändert. Das Geschäft der Witwe Wronkow, deren bunte Kattune, Knöpfe, Parfümfläschchen uns als Kinder manchen Groschen entlockt haben. Der Eckladen von Rückheim, wo die Honoratioren des Städtchens sich abends zu einem Glas Bier zusammenfanden; das Pastorhaus mit seinen zwei alten Linden zu beiden Seiten der Türe. Damals spielten immer Pastorkinder zu allen Altersstufen unter diesen Linden, und hierin wenigstens ist es heute ganz wie einst; eine ganze Reihe kleiner Pastorkinder buddeln im Sande unter den Linden, und vom Fenster aus beaufsichtigt sie die heutige Frau Pastorin und hält das Allerjüngste im Arm. Auf dem Marktplatz steht das kleine Siegesmonument vom Kriege 70, ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen, auf einem Steinsockel sitzend. Dahinter führen Stufen zur Kirche hinauf.

Ich habe da plötzlich eine große Sehnsucht empfunden, in diese Kirche einzutreten, wo ich oft so viel schöne Vorsätze gefasst und zum lieben Gott gebetet habe, er möge mir große heroische Aufgaben stellen, was dann doch nicht hinderte, dass ich gleich nachher über die kleinen alltäglichen Pflichten stolperte. Ich wollte so gerne den Altar wiedersehen, mit seinen gewundenen Säulen und den dicken, geschnitzten, zopfigen Engeln, die Erntekränze und die schwarzen Gedenktafeln, auf denen die Namen der Gefallenen von 64, 66 und 70 stehen.

Aber die Kirche war geschlossen, wie das von einer protestantischen Kirche recht und vorschriftsmäßig ist, denn der Protestantismus erzieht ruhige, pünktliche Menschen; plötzliche Sehnsuchten und Gefühlsaufwallungen liebt er nicht. Zum lieben Gott soll man wie zum Rechtsanwalt und Doktor gehen, in der ordnungsmäßigen Sprechstunde, die im Kreisblättchen angezeigt wird.

Die Buckower Kirche hat einen neuen Turm bekommen, und die alten Birken scheinen mir noch gewachsen zu sein: ihre dünnen, fadenartigen Zweige klopfen ganz leise im Winde gegen die hohen Kirchenfenster, die in der Sonne glänzen. Der kleine Gottesacker, in dessen Mitte die Kirche steht, und der längst nicht mehr benutzt wird, sieht genau wie früher aus, eine Wildnis von altem Efeu und Gräsern, die die grauen verwitterten Grabsteine überwuchern. [...]

Dann ging ich dem Buckower Schloss zu. Da lag es nun vor mir.

Ganz unverändert, wie damals vor all den Jahren. Nur noch etwas verlassener; ungehegt und ungepflegt aussehend. Ich blieb stehen. Tränen traten mir in die Augen. Aus meiner tiefen Einsamkeit heraus möchte ich dem alten Haus, wie einem Menschen sagen: „Hab mich lieb! Hab mich lieb!“ Und ich meine, es müsse mir antworten: „Endlich, endlich bist du heimgekehrt.“

Der große grüne Rasenplatz mit den vier runden Fliederbüschen, die voll lila Blütendolden sitzen – die alte Sonnenuhr – die Rampe, die zum Schlosse führt — und das Schloss selbst, ein großes zweistöckiges Haus, dessen ganz einfach glatte Fassade zu Schinkels Zeiten mit griechischen Ornamenten verziert worden ist, die in der märkischen Umgebung noch immer etwas über sich selbst Erstauntes haben — alles ganz wie damals! Zu beiden Seiten des Hauses stehen noch die alten Linden, deren Zweige auf den Boden schleifen, und die eine Wand ist noch mit dem uralten Efeu bedeckt, in dem zahllose Spatzen zwitschern. Ja, das war einst Heimat [...]

„Wollen Sie nicht auch das Schloss besehen?“, fragt mich da plötzlich der junge Mann in Radelkostüm, und ich gewahre die ganze Berliner Familie, die von einem jungen Bauernmädchen geführt wird, das Schlüssel trägt. „Wird es denn gezeigt?“, frage ich.

„Na, und ob“, antwortete der Sportjüngling. „Für’n Trinkgeld an das Inspektormädchen können wir uns auch mal so ’n Heim von die notleidenden Ajarier besehen.“

Ich bin so erstaunt, Buckow als eine Sehenswürdigkeit für Touristen wiederzufinden, dass ich folge, ohne nachzudenken. Aber wie ich nun in den alten Räumen stehe, inmitten der fremden Menschen und selbst ganz so fremd bin wie sie, da fühle ich, dass ich nicht hätte kommen sollen. Als würden liebe Tote unsanft berührt, so ist mir bei den schnoddrigen Bemerkungen der Berliner. Ich möchte um keinen Preis erkannt werden und begreife doch gar nicht, wie es denn möglich ist, dass ich so unbeachtet dastehe, dass nicht sogar die leblosen Dinge mir zunicken und zuflüstern: „Sei gegrüßt, sei uns gegrüßt!“

Aus der leeren, weiten Halle treten wir in das Wohnzimmer. Wie unbewohnt, kalt und kahl nach dem Sonnenschein draußen. Ein paar der alten, recht schäbig gewordenen Möbel stehen da und sehen aus, als schämten sie sich, wie arme Kranke, deren Gebrechen von neugierigen Medizinstudenten betrachtet werden. Den abgenutzten, gestreiften Teppich erkenne ich, sogar ein gestopftes Loch, dessen ich mich entsinne, finde ich wieder.

„Du Karl“, sagt die dicke Berlinerin zu ihrem Mann und befühlt einen Sesselbezug, „da is et ja nobler bei uns in die Köpenicker Strosse.“ Und der dicke Karl antwortet: „Ja wahrhaftig, in diese feudale Jejend könnte man noch Mitleid mit die Ostelbier bekommen.“

Nur der große gelbe Saal imponiert der Berlinerin. Sie deutet auf die vielen weißen Gipsköpfe aus der Schinkelschen Epoche: „Du Karl, das sind wohl die Ahnen von die Besitzer?“

„Jotte doch, Mama“, antwortet die höhere Tochter zurechtweisend, „das sind doch allens griechische Jötter und Jöttinnen.“

Wir treten in ein anderes, ganz leeres Zimmer.

„Det war det Schlafzimmer von die jnädigen Komtessen“, sagt das führende Bauernmädchen.

Ja, man hat es ihr richtig erzählt, det war det Schlafzimmer von die jnädigen Komtessen. Ich sehe noch die kleinen weißen Bettchen – jetzt ist es ganz ausgeräumt. Auf der verschossenen roten Tapete bezeichnen kräftiger gefärbte Stellen die Plätze, an denen einst Bilder hingen. An der einen Wand hängt noch ein vereinzelt altes Gemälde. Es stellt einen Heiligen dar; ganz unbekleidet, wie durch langes Fasten abgemagert und verhärtet, sitzt er inmitten einer Felsenlandschaft und hält einen Bogen Papier, auf den er eifrig schreibt.

„Der olle Herr da oben schreibt wohl an Wertheim um ein Hemd“, sagt der Sportjüngling. Und zwischen Tränen muss ich doch lachen, denn genau die gleiche Bemerkung haben wir damals gemacht, als der Heilige die Zielscheibe unseres jugendlichen Witzes war, nur dass es zu jenen Zeiten noch keinen Wertheim gab und wir Hertzog sagten. [...]

Ich bin noch lange im Park gewesen, wo jetzt Butterbrotpapiere und leere Flaschen von Berliner Touristen unter die Büsche geworfen werden, wo das Unkraut in den Wegen und Beeten wächst, wo das Schilf immer mehr den Schlossteich überwuchert, und wo es trotz aller Verwahrlosung doch noch immer so frühlingsschön ist – wie einst im Mai!

Mit dem letzten Zuge bin ich erst zurückgefahren. Ich blieb so lange als möglich, denn ich fühlte, dass ich das alles nie wiedersehen werde. Es war schon spät, als ich auf dem Bahnhof Friedrichstraße ausstieg. (...) Ich drückte das Gesicht in den großen Strauss Buckower Flieders, den ich mir mitgenommen hatte, [...].

*Elisabeth von Heyking: Briefe, die ihn nicht erreichten. Einunddreißigste Auflage. Berlin 1903, Seite 148-160.*